

2/10

28. Jahrgang der
«Rundbriefe»
Luzern, Juli 2010



Journal der Theologischen
Bewegung für Solidarität und
Befreiung – TheBe

Erwägungen

Albert Nolan
Der Dienst an den
Armen und geistliches
Wachsen

Christoph Albrecht
Nord-Süd-Partner-
schaft innerhalb einer
weltweiten kirch-
lichen Bewegung

Markus Bükler
Den Bruch suchen.
Herausforderungen
christlicher Solidaritäts-
arbeit, die Kontinente
verbindet

Charly Wenk-Schlegel
Ist eine Partnerschaft
Nord-Süd möglich?
Erfahrungen aus einer
Gemeinde



Edito

*In Erwägung: Es gibt zu viel Kohlen,
während es uns ohne Kohlen friert,
haben wir beschlossen,
sie uns jetzt zu holen,
in Erwägung, dass es uns dann warm
sein wird.*

Bertolt Brecht, In Erwägung
(aus: Die Tage der Commune)

◆ Die vierte Nummer der «Erwägungen. Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung (TheBe)» befasst sich mit einem Thema, das tief in der Gründungsgeschichte der TheBe wurzelt: Was ist eigentlich eine richtig verstandene Solidarität zwischen der Ersten und so genannten Dritten Welt?

Ein Anspruch einer von der Befreiungstheologie inspirierten Nord-Süd-Solidarität ist zum Beispiel der Aufbau von Partnerschaften, die gleichberechtigten Austausch und gegenseitiges Lernen ermöglichen. Albert Nolan skizzierte vor knapp 25 Jahren den Weg dazu als geistlichen Lernprozess, der aus der Sicht des Nordens über verschiedenen Stationen führt: vom Mitleid mit den Armen zur Empörung über ungerechte Strukturen, dann über den Wunsch, von den Armen zu lernen bis hin zu wirklicher Solidarität. Vieles weist darauf hin, dass auf der Ebene der NGOs mit der «Fundraisierung» der Nord-Süd-Arbeit dieser Prozess an den Anfang zurückgeworfen wird.

Wir fragen: Wie sieht es mit der Nord-Süd-Solidarität in den Kirchen vor Ort, in den Regionen und in den Pfarreien und Kirchgemeinden hier bei uns aus?

Gibt es von geglückten Partnerschaften zu erzählen, wo gegenseitiges Lernen und gleichberechtigter Austausch geschieht? Wie hat der Zeitgeist das mit grosser Hoffnung auf Veränderung geprägte Miteinander von Nord und Süd verändert?

An den Anfang stellen wir einen Text von Albert Nolan aus dem Jahre 1985, in welchem er den Weg zur wirklichen Solidarität aufzeigt. Das Gegenstück dazu bietet der Text von Markus Büker, der die Herausforderungen christlicher Solidaritätsarbeit aus heutiger Sicht analysiert. Christoph Albrecht und Charlie Wenk berichten anschliessend von ihren konkreten Erfahrungen mit Nord-Süd-Partnerschaften.

Das ganze Journal kann als Standortbestimmung für die vielen nach wie vor existierenden Gruppierungen in Pfarreien und Gemeinden dienen, die mit unendlich vielen guten, kreativen, solidarischen Ideen und konkreten Schritten den oben formulierten Anspruch einlösen wollen. Wir wünschen viel Vergnügen und ein beherztes Dranbleiben!

Inhalt

-
- 1** Albert Nolan: Der Dienst an den Armen und geistliches Wachsen

 - 7** Markus Büker: Den Bruch suchen. Herausforderungen christlicher Solidaritätsarbeit, die Kontinente verbindet

 - 13** Christoph Albrecht: Nord-Süd-Partnerschaft innerhalb einer weltweiten kirchlichen Bewegung

 - 16** Charly Wenk-Schlegel: Ist eine Partnerschaft Nord-Süd möglich? Erfahrungen aus einer Gemeinde

 - 19** Angel Román: Workout für Engagierte

 - 20** Aus der Bewegung für Solidarität und Befreiung





Albert Nolan

Der Dienst an den Armen und geistliches Wachsen

◆ Im Engagement wachsen

Unsere Haltung den Armen gegenüber kann in den Jahren wachsen, sich entwickeln und reifen. Andererseits kann sie auch erstarren, und wir bleiben festgefahren in unseren Beziehungen. Für den Christen geht es dabei um geistliches Wachsen. So wie es Stufen des Gebetes gibt und Phasen im Wachsen der Liebe, und wie der heilige Bernhard bei der Entwicklung der Tugend der Demut von Stufen reden kann, so gibt es auch in unserem Engagement für die Armen eine ähnliche spirituelle Erfahrung, die verschiedene Stufen oder Phasen durchläuft, mit ihren eigenen Krisen oder dunklen Nächten und ihren eigenen Entdeckungen und Erleuchtungen.

Dieser Text möchte eine Beschreibung dieser Entwicklungsstufen anbieten. Natürlich ist es eine Beschreibung, die zum Teil auf meiner eigenen Erfahrung gründet und zum Teil auch auf Beobachtungen von Erfahrungen anderer. Dazu ist diese Art der Einteilung in verschiedene Phasen wie jede andere Einteilung in Wachstumsstufen vereinfachend und stereotyp. Es ist möglich, dass andere die Phasen nicht in der Reihenfolge oder auf die gleiche Weise erfahren. Es ist ein Schema, doch als Verständnishilfe für das Gedachte, was sich abspielt, wenn wir uns auf den gemein-

samen Weg des Reifens im Dienste an den Armen begeben.

1. Mitleid und direkte Hilfe

Die erste Phase unseres Engagements für die Armen ist vom Mitleid bestimmt. Wir alle sind persönlich bewegt worden von dem, was wir an Leiden der Armen gesehen und gehört haben. Unsere Erfahrung von Mitleid ist zu unserem Ausgangspunkt geworden. Aber was ich betonen möchte: Es ist nur ein Ausgangspunkt, und er muss deshalb wachsen und sich entwickeln.

Zwei Dinge fördern das Wachsen und die Entwicklung des Mitleides. Das erste ist das, was wir gemeinhin als Betroffenheit bezeichnen. Je mehr wir durch das Leiden der Armen betroffen werden, desto tiefer, und dauerhafter wird unser Mitleid. In unseren Tagen gibt es Organisationen, die sogenannte Betroffenheitsprogramme veranstalten und Leute in Länder der Dritten Welt schicken, damit sie da etwas von der harten Wirklichkeit und dem Elend dieser zermürbenden Armut zu sehen bekommen. Nichts kann den unmittelbaren Kontakt mit dem Leid und dem Hunger ersetzen: zu sehen, wie Menschen in der Kälte und im Regen stehen, nachdem ihre Häuser von Bulldozern zertrümmert wurden, oder den unerträglichen und ekelhaften Gestank in einem Armenviertel zu erleben, zu sehen, wie Kinder, die an Unterernährung leiden, in die Welt blicken. Aber Information löst auch Betroffenheit aus. Wir wissen es und wir wollen, dass es andere auch wissen: Mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung ist arm. Man sagt, dass ungefähr 800 Millionen Menschen in der Welt nicht genug zu essen haben und in irgendeiner Weise am Verhungern sind. Für viele, sehr viele Menschen ist die einzige Erfahrung ihres ganzen Lebens vom Tag der Geburt bis zum Todestag: Hunger haben. Diese Art von Information kann uns helfen, mehr Mitleid zu empfinden.





Das Zweite, was ich als nötig erachte, damit sich unser Mitleid entwickeln kann, ist die Bereitschaft, das geschehen zu lassen. Wir können dieser Entwicklung Hindernisse in den Weg legen, indem wir immer abgehärteter werden und sagen: «Das geht mich nichts an», oder: «Ich kann ja von mir aus gar nichts dagegen tun». Das löscht selbst unser angeborenes Mitleid für das Leiden der Armen aus. Aber als Christen können wir Wege finden, unser Mitleid zu entwickeln und diesem natürlichen Empfinden von Mitleid Nahrung zu geben. Wir glauben, dass Mitleid eine Tugend ist, ja eine Gnade und in der Tat eine göttliche Eigenschaft. Wenn ich Mitleid empfinde, dann habe ich am Mitleid Gottes Anteil. Ich teile mit Gott das, was er für die Welt heute empfindet. Noch mehr: mein Glaube erlaubt es mir, mein Mitleid zu schärfen und vertiefen, indem ich in denen, die leiden, das Gesicht Christi zu erkennen vermag und mich daran erinnere, dass wir ihm tun, was wir dem Geringsten seiner Brüder und Schwestern tun. Was für eine Kraft!

Mitleid führt zur Tat. Zuerst wird unsere Tat sehr wahrscheinlich das sein, was wir allgemein als direkte Hilfe bezeichnen: Nahrungsmittel, Decken, Kleider und Geld sammeln und verteilen. Mitleid mit den Armen kann uns auch dazu bringen, unseren Lebensstil zu vereinfachen: Versuchen, ohne Luxusgüter auszukommen, Geld zu sparen und unseren Überfluss den Armen zu geben. Ich möchte mich darüber nicht aufhalten. Es ist nichts Aussergewöhnliches und es ist Teil einer langen christlichen Tradition: Mitleid, Almosen geben, freiwillige Armut. Viel ist dazu gesagt und geschrieben worden. Das wäre die erste Phase, die Phase, die vom Mitleid bestimmt wird.

2. Strukturen entdecken: die Bedeutung des Zornes

Die zweite Phase beginnt mit dem gra-duellen Entdecken, dass Armut ein

strukturelles Problem ist. In der Welt von heute ist Armut nicht einfach ein Unglück, ein unabdingbares Schicksal, das durch Faulheit oder Unwissenheit oder mangelnde Entwicklung verursacht wurde. Die Armut in der heutigen Welt ist das direkte Ergebnis aus politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen von Regierungen, Parteien und Wirtschaftsmächten. Mit anderen Worten: die Armut, die wir in der heutigen Welt vorfinden, ist nicht zufällig. Sie wurde geschaffen, man möchte fast sagen, sie wurde von bestimmten politischen Entscheidungen und Systemen produziert. Das heisst: die Armut ist ein politisches Problem, eine Frage der Ungerechtigkeit und Unterdrückung.

Wir haben gesehen: Das Entdecken der Weite und Tiefe der Armut in der Welt führt zu Gefühlen des Mitleides. Ähnlich führt die Entdeckung, dass diese Armut den Menschen durch un-gerechte Strukturen und politische Ent-scheidungen aufgezwungen wird, zu Gefühlen der Empörung und des Zornes. Wir entdecken, wie wir auf die Reichen, die Politiker und die Regierungen zornig werden. Wir beschuldigen sie und klagen ihre verhärtete und unmenschliche Politik an. Doch unsere christliche Erziehung bewirkt bei uns ein Unbe-hagen, wenn wir Zorn und Wut empfin-den. Wir fühlen uns irgendwie schuldig, wenn wir auf jemanden zornig und wütend sind. Ist es nicht eine Sünde, zornig zu sein? Sollten wir den Reichen nicht mit mehr Liebe begegnen? Sollten wir den Politikern nicht ihre Sünden verzei-hen – siebzimal siebenmal? Für dieje-nigen unter uns, die weiterhin Christus nachfolgen möchten, kann unser Zorn und unsere Empörung zu einer tiefen spirituellen Krise führen.

Der Weg nach vorn über diese Krise hinaus ist mit dem Entdecken der geist-lichen Bedeutung des Zornes Gottes verbunden. Wir alle wissen, dass in der Bibel sehr oft vom Zorn Gottes die Rede ist, und nicht nur im Alten Testament.

Der hier abgedruckte Text von Albert Nolan (Übersetzung: Viktor Hofstetter) wurde 1986 von Justitia et Pax (Bonn und Bern) herausgegeben. Er ist eine Übersetzung von «The Service of the Poor and Spiritual Growth», herausgegeben 1985 vom Catholic Institute for International Relations (London) ... [et al.]. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Albert Nolan, Viktor Hofstetter und Justitia et Pax (Bern und Bonn).



Wir empfinden diesen Aspekt der Bibel eher als unangenehm und für unser geistliches Leben keineswegs als hilfreich. Aber vielleicht müssten wir gerade hier etwas lernen.

Es gibt zwei Arten von Zorn und Empörung. Die eine ist Ausdruck von Hass und Egoismus. Die andere ist Ausdruck der Liebe und des Mitleides. Gottes Zorn, ja seine Wut, ist Ausdruck seiner Liebe für die Armen und die Reichen, für die Unterdrückten und die Unterdrückter. Wie ist das möglich?

Wir alle haben diese Art des Zornes schon erfahren. Wenn mein Herz im Mitleid jene erreichen will, die leiden, dann ist es schwer, nicht zornig zu werden auf jene, die sie leiden machen. Je tiefer mein Mitleid für die Armen wird, umso stärker wird mein Zorn auf die Reichen. Diese beiden Empfindungen gehen zusammen wie die zwei Seiten einer Münze. Tatsächlich kann ich das eine nicht ohne das andere empfinden, wenn ich einmal weiss, dass die Reichen die Armen ausbeuten. Und wenn ich keinen Zorn empfinde, oder nur wenig, dann ist mein Mitleid ganz einfach nicht ernsthaft. Mein Zorn ist ein Indikator für die Ernsthaftigkeit meines Mitleides, so wie Gottes Zorn ein Zeichen für die Ernsthaftigkeit seiner Sorge für die Armen ist. Solange ich nicht etwas von Gottes Wut den Unterdrückern gegenüber empfinde, so lange werden meine Liebe und mein Dienst an den Armen sich nicht entwickeln und wachsen. Und doch bedeutet Gottes Zorn nicht, dass er die Reichen als Menschen nicht liebt. Wir wissen aus Erfahrung, dass wir auf Menschen, die wir lieben, auch zornig sein können. Unser Zorn kann sogar ein Ausdruck der Ernsthaftigkeit unserer Liebe für sie sein. Eine Mutter, die ihr Kind beim Spielen mit Zündhölzern entdeckt und sieht, wie es drauf und dran ist, das Haus in Flammen aufgehen zu lassen, wird dem Kind mit Zorn begegnen. Nicht, weil sie das Kind hasst, sondern gerade weil sie es so sehr liebt.

Ihr Zorn ist Ausdruck der Ernsthaftigkeit für das, was das Kind getan hat und auch ihrer Sorge für das Kind.

Traditionsgemäss unterscheiden wir zwischen der Liebe für den Sünder und dem Hass für die Sünde. Das ist bekanntlich ein schwierig Ding zu tun. Aber je mehr wir begreifen, dass das Problem mehr die ungerechten Strukturen sind als die einzelnen Menschen, die wir persönlich für die Armut verantwortlich machen könnten, umso mehr können wir dem einzelnen vergeben und das System hassen. Einzelne Menschen sind nur zum Teil schuldig, weil sie sich nur vage bewusst sind, wenn überhaupt, was sie tun – wie das Kind, das mit den Zündhölzern spielt.

Wir sind alle mehr oder weniger Gefangene oder Opfer eines ungerechten Systems. In Südafrika zum Beispiel ist es äusserst wichtig zu erkennen, dass das Schlimme, das da geschieht, nicht einzelnen Menschen wie P.W. Botha zur Last gelegt werden kann. Würde er sich nämlich bekehren, ginge das System weiter und damit auch das Leiden. Wenn wir auf P.W. Botha wütend werden, dann ist es mehr wegen des Systems und der Sünde, die er verkörpert, als dass wir fähig wären zu beurteilen, wie schuldig er selber ist. Indem wir zunehmend im Teilen von Gottes Zorn wachsen, wird sich unser Zorn immer mehr gegen die ungerechten Systeme als gegen die Personen richten, selbst wenn das manchmal als Wut auf die zum Ausdruck kommt, die diese Systeme vertreten und aufrechterhalten. Das heisst nicht, dass unser Zorn schwächer wird. Unser Mitleid kann sich nur entwickeln und wachsen, wenn wir lernen, das Leiden und die Unterdrückung als so ernsthaft zu betrachten, dass wir darüber wirkliche Wut empfinden.

In dieser zweiten Phase, in der wir versuchen, uns mit den Strukturen und Systemen, die Armut schaffen, auseinanderzusetzen und dabei lernen, mit Gott unseren Zorn zu teilen, werden un-





sere Aktionen auch andere sein als jene, für die wir uns in der ersten Phase eingesetzt haben. Wir möchten das System verändern. Wir möchten bestimmte Dinge unternehmen, die darauf ausgerichtet sind, soziale und politische Veränderungen herbeizuführen. Direkte Hilfe ist wie Akutmedizin verglichen mit Präventivmedizin. Was nützen die Versuche, das Leid zu lindern, wenn die Strukturen bestehen bleiben, die das Leiden verursachen? Vorsorgliches Handeln ist politisches Handeln. Und so werden wir uns an sozialen Aktionen beteiligen, Kampagnen gegen die Regierungen unterstützen und ganz allgemein in der Politik aktiv werden. Das führt zu eigenen Spannungen und Zwängen, besonders wenn wir für die Kirche arbeiten oder für ein Hilfswerk oder ein wissenschaftliches Institut dies tun. Aber wie anders kann man den Armen dienen? Direkte Hilfe ist notwendig, aber was geschieht zur Vorsorge?

3. Die Kraft der Armen entdecken

Die dritte Phase der spirituellen Entwicklung beginnt mit einer weiteren Entdeckung. Sie beginnt mit der Entdeckung, dass die Armen sich selbst retten müssen und sich selbst auch retten werden, und dass die Armen weder dich noch mich brauchen, um sich zu retten. Spirituell bedeutet es, in dieser Phase unseres Dienstes an den Armen mit der Demut zurechtzukommen.

Bis jetzt gingen wir von der Annahme aus, dass wir die Probleme der Armen zu lösen haben, indem wir ihnen direkt helfen oder die Strukturen verändern, die sie unterdrücken. Wir meinen, wir, die Nicht-Armen, die gebildete und bewusstgewordene Mittelklasse, die Kirchenführer, die Leute in den Hilfswerken und andere müssten den Armen zu Hilfe kommen, weil sie selbst so hoffnungslos hilflos und machtlos sind. Vielleicht haben wir sogar die Idee, wir bringen die Armen so dazu, mit uns zusammenzuarbeiten. Oder es gibt auch

die Meinung, wir könnten sie lehren, wie sie sich selbst helfen können (die klassische Entwicklungstheorie). Aber «wir» sind immer die, die «ihnen» zeigen, wie sie sich selbst helfen können.

Die Feststellung, dass die Armen besser wissen als wir, was zu tun ist und wie es erreicht werden kann, mag uns überraschen. Und die weitere Konsequenz, dass die Armen nicht nur ganz und gar fähig sind, die strukturellen und politischen Probleme zu lösen, die sie bedrücken, sondern dass nur sie selbst es auch erreichen können, wirkt wie ein Schock und rüttelt uns auf. In spiritueller Hinsicht kann das bei uns zu einer echten Krise und einer tiefen Umkehr führen.

Plötzlich sind wir mit der Notwendigkeit konfrontiert, von den Armen zu lernen, statt sie zu belehren. Es gibt bestimmte wichtige Einsichten und auch eine gewisse Art von Weisheit, die wir nicht kennen, gerade weil wir so sehr gebildet sind und nicht arm und auch keine Erfahrung haben mit dem, was es heißt unterdrückt zu sein. «Gepriesen bist du, Vater, denn du hast das nicht den Weisen und Klugen, sondern den Kleinen offenbart.» (Mt 11,25). Es braucht sehr viel Demut, auf die Kleinbauern, die Arbeiterklasse und die Dritte Welt zu hören und von ihnen zu lernen.

Wenn einer ganz für den Dienst an den Armen lebt, ist es noch schwieriger zu akzeptieren, dass nicht sie mich brauchen, sondern ich sie. Sie können und werden sich selbst mit oder ohne mich retten, aber ich kann nicht ohne sie befreit werden. Aus theologischer Sicht heisst das, ich muss entdecken, dass die Armen und Unterdrückten das auserwählte Werkzeug Gottes für die Veränderung der Welt sind – und nicht Menschen wie du und ich. Gott will die Armen dazu benutzen, uns alle in Christus zu retten aus dem Wahnsinn einer Welt, in der so viele Menschen mitten im unvorstellbaren Wohlstand verhungern. Diese Entdeckung kann zu einer Erfahrung von Gott werden, der im Kampf der





Armen gegenwärtig ist und handelt. So sehen wir nicht nur das Gesicht des leidenden Christus im Leiden der Armen, wir hören auch die Stimme Gottes und sehen seine Hände und seine Macht im politischen Kampf der Armen.

Haben wir diese Entdeckung gemacht und diese Hürde genommen, dann werden wir unmittelbar mit einer bestimmten Form des Idealisierens konfrontiert: die Idealisierung der Armen, der Arbeiterklasse oder der Dritten Welt.

Wir Christen scheinen diesen eigenartigen Hang zu haben, Dinge zu idealisieren. Vielleicht ist es nicht so typisch für Christen, aber wir tun es doch recht oft. In der Vergangenheit waren wir versucht, das Mönchtum zu idealisieren. Dann haben wir uns diese romantisch idealistische Vorstellung vom Missionar gemacht, der alles riskiert, um die Seelen der wilden Heiden im Dschungel zu retten. Wir waren auch versucht, das Priestertum zu idealisieren, und jetzt sind wir drauf und dran, die Armen zu idealisieren.

Wir idealisieren die Armen, indem wir sie auf ein Podest erheben und sie als Helden verehren. Wir meinen: Alles, was einmal ein Mensch gesagt hat, der arm und unterdrückt ist, muss wahr sein. Wir hören auf die Leute aus der Dritten Welt, als verfügten sie über eine bestimmte magische Kraft oder geheime Kenntnisse. Und was immer die Unterdrückten der Welt tun, muss richtig sein. Irgendwelche Gerüchte von Fehlern, Schwachheiten, Missbräuchen und Fehlverhalten müssen sofort zurückgewiesen werden, denn die Armen sind unsere Helden und Heldinnen. Das ist eine Art des romantischen Idealisierens, die weder den Armen noch uns selbst irgendetwas bringt. Und doch ist es sehr schwer, diese Idealisierung zu vermeiden, mindestens während einer bestimmten Zeit in der spirituellen Entwicklung unseres Dienstes an den Armen. Wichtig ist, dass wir gelegentlich darüber hinauswachsen.

4. Vom Idealisieren zu echter Solidarität

Die vierte und letzte Phase der Entwicklung beginnt mit der Krise der Enttäuschung und Entmutigung über die Armen. Sie fängt mit der Entdeckung an, dass viele Arme und Unterdrückte auch Fehler haben, Sünden begehen, Fehler machen, uns enttäuschen und sitzen lassen oder auch einfach sich selber enttäuschen und ihre eigene Sache verraten.

Arme sind Menschen wie wir alle. Sie sind manchmal Egoisten, manchmal fehlt es ihnen an Einsatz und Engagement, und oft vergeuden sie Geld – was Europäer besonders unverantwortlich und unverständlich finden. Es ist durchaus möglich, dass einige der Armen mehr nach Mittelklassewerten streben als wir selber und weniger bewusst oder politisiert sind als wir.

Das Entdecken solcher Sachen kann zu einer Erfahrung von bitterer Enttäuschung und tiefer Entmutigung führen, einer echten Krise oder einer dunklen Nacht der Seele. Doch können sie auch zum Anlass für eine tiefere und wirklichere Solidarität mit den Armen werden, eine Umkehr vom romantischen Idealisieren zum wirklichen Engagement in unserem Dienst an den Armen.

Wir müssen uns da in Erinnerung rufen, dass das Problem der Armut ein strukturelles Problem ist. Die Armen sind nicht Heilige, und die Reichen nicht einfach Sünder. Wir dürfen Individuen nicht einfach loben, weil sie arm sind, oder tadeln, weil sie reich sind, so wenig wir sie tadeln können, weil sie arm sind, oder loben, weil sie reich sind. Es gibt Ausnahmen wie zum Beispiel jene, die ihren Besitz verkaufen und die Armut freiwillig auf sich nehmen oder jene, die sich bereichern, indem sie die Armen absichtlich und wissentlich ausbeuten. Sie können wir loben beziehungsweise tadeln. Aber um das geht es nicht. Die meisten von uns sind auf der einen oder anderen Seite der grossen





strukturellen Unterteilung in Unterdrücker und Unterdrückte, und das hat einen grossen Einfluss auf die Art und Weise unseres Denkens und Handelns. Es beeinflusst auch die Fehler, die uns unterlaufen, genau wie die Einsichten, die wir gewinnen. Gerade deshalb können wir von den Armen lernen, weil sie kaum die gleichen Fehler begehen, die wir in unserem materiellen Wohlstand und mit unserer Bildung machen. Und doch können die Unterdrückung und die Not, die sie erleiden, andere Missverhältnisse und Unstimmigkeiten bei ihnen verursachen. Wir sind alle durch unsere Position in den ungerechten Strukturen unserer Gesellschaft bestimmt. Wir werden alle durch sie entfremdet.

Trotzdem ist die Unterdrückung eine Wirklichkeit. Die beiden Seiten sind nicht einfach gleich. Es wird gegen die Armen gesündigt, und sie leiden. Solidarität mit ihnen bedeutet, für ihre Sache eintreten, nicht für die unsrige. Doch das müssen wir mit ihnen tun. Wir müssen gemeinsam Partei ergreifen gegen die Unterdrückung und ungerechte Strukturen.

Echte Solidarität beginnt da, wo es nicht mehr um das «wir» und das «sie» geht. Bis dahin habe ich alles mit «wir» und «sie» beschrieben, weil wir diese Beziehungen meistens so erfahren. Selbst wenn wir die Armen idealisieren und sie aufs Podest heben, entfremden wir uns von ihnen. Echte Solidarität beginnt da, wo wir gemeinsam die Vorteile und Nachteile unserer verschiedenen sozialen Hintergründe und gegenwärtigen Wirklichkeit und die ganz unterschiedlichen Rollen erkennen, die wir deshalb einnehmen müssen, wenn wir uns gemeinsam im Kampf gegen die Unterdrückung engagieren.

Diese Solidarität muss allerdings im Dienste einer noch viel fundamentaleren Solidarität stehen: der Solidarität unter den Armen selber. Jene, die nicht arm und unterdrückt sind, aber

den Armen dienen und mit ihnen in Solidarität leben möchten, tun das oft so, dass die Armen unter sich gespalten werden und sich gegenseitig bekämpfen. Wir müssen Wege finden, Teil der Solidarität zu werden, die die Armen und Unterdrückten miteinander aufbauen. Immerhin haben wir alle einen gemeinsamen Feind – das System und seine Ungerechtigkeiten.

Schliesslich werden wir einander in Gott finden – was immer unser eigener Weg zu Gott sein mag. Das System ist unser gemeinsamer Feind, weil es zuerst der Feind Gottes ist. Als Christen werden wir diese Solidarität miteinander als Solidarität in Christus erfahren, eine Solidarität in der Sache Christi, die auch die Sache der Gerechtigkeit Gottes ist. Wenn wir die Sache der Armen als die Sache Gottes erkennen, können wir die Krise unserer Enttäuschung und Entmutigung mit bestimmten Armen überwinden.

Das ist ein sehr hohes Ideal, und es wäre eine Illusion zu glauben, wir könnten es ohne einen langen, persönlichen Einsatz erreichen, ohne Kampf, der über mehrere Stufen, durch Krisen, dunkle Nächte, Schocks und Herausforderungen führt. Es ist wichtig zu erkennen, dass wir Teil eines Prozesses sind. Wir werden immer weitergehen müssen. Wir müssen für weitere Entwicklungen immer wieder offen sein. Es gibt keine Abkürzungen. Dazu sind wir nicht die einzigen, die diesen Prozess durchlaufen. Einige werden vor uns sein, und wir werden unsere Mühe haben, sie zu verstehen. Andere sind erst am Anfang des Weges zur Reife in diesen Dingen. Es ist wichtig, dass wir ihren Prozess verstehen lernen, ihr Bedürfnis weiter zu kämpfen und so spirituell zu wachsen. Es gibt da keinen Platz für Anschuldigungen und Vorwürfe. Was wir alle brauchen, ist Ermutigung, Unterstützung und gegenseitiges Verständnis für die Art und Weise, wie der Geist in und durch uns wirkt.

Albert Nolan, Jahrgang 1934, seit 1954 Dominikaner, von 1976 bis 1984 und seit 2000 Provinzial der Dominikaner in Südafrika. Engagierte sich stark gegen das Apartheid-Regime und trug entscheidend zur Ausformulierung der «Contextual Theology», der südafrikanischen Gestalt der Befreiungstheologie bei. Bekannt wurde er 1976 mit seinem Buch «Jesus Before Christianity» (Jesus vor dem Christentum). Sein bisher letztes Buch «Jesus today. Spirituality of radical freedom» (2006) wartet noch auf eine deutsche Übersetzung.



Markus Bükler

Den Bruch suchen. Herausforderungen christlicher Solidari- tätsarbeit, die Konti- nente verbindet

◆ Der Wille zum Bruch in Kolumbien

Seit 2005 begleiten Susanne Brenner und ich Bildungsprozesse in Kolumbiens Hauptstadt Bogotá. Immer geht es darum, die Menschen zu stärken, ihre eigenen Lebenspläne zu verwirklichen, Organisation aufzubauen, konkrete Alternativen anzupacken, seien sie auch noch so klein. Drei Beispiele aus unserer Arbeit:

- Die kolumbianischen Mennoniten wollen mit der im Land verbreiteten Logik brechen, Konflikte gewaltsam zu lösen. In ihrer Friedensschule werden lokale, nationale und internationale Zusammenhänge in Bezug auf Politik, Wirtschaft, Finanzen, Kultur und Religionen analysiert, Bibel gelesen, Toleranz und Methoden gewaltfreier Konfliktlösung eingeübt.

- In christlichen Basisgruppen im marginalisierten Süden Bogotás versuchen die Männer, mit dem Machismo zu brechen. Sie klagen über die eiserne Rüstung, die ihnen von Geburt an angelegt wurde und die so schwer abzulegen ist. Sie fangen an, über sich zu sprechen, andere Seiten an sich zu entdecken, mehr Verantwortung in der Familie wahrzunehmen.

- In der auf kritische Pädagogik und Befreiungstheologie spezialisierten NGO Kairos Educativo wird mit der herr-

schen autoritären Bildung, lebensferner Theologie und einer erstarrten Kirche gebrochen. Stattdessen werden Prozesse *mit* den Leuten entwickelt, die deren Subjektsein, einzeln und kollektiv, ernst nehmen.

All das sind Versuche, die leider zu häufig scheitern. So sind viele aus unserem Umfeld über die Wahlergebnisse vom 20. Juni ernüchert, hinterfragen ihre Strategien und Methoden: Im Süden Bogotás, wo hunderte von internationalen und nationalen NGOs arbeiten, wo die Menschen am meisten unter der zwischenmenschlichen und politischen Gewalt leiden, stimmten 70% für den Präsidentschaftskandidaten, der als Verteidigungsminister für systematische Morde des Militärs an Jugendlichen genau in diesen Vierteln verantwortlich war. Sie wählten mit ihm den Kandidaten, der auf militärische Gewalt als *die* Lösung des sozialen Konflikts im Land setzt, dessen Umfeld die Stimmen der Leute für ein Mittagessen oder ein Hemd kaufte.

Gleichwohl motiviert uns die Erfahrung, dass trotz aller Niederlagen Frauen und Männer etwas ändern wollen in ihrem Leben, in ihrem Stadtviertel, im Land. Auf kontinentaler Ebene ist dieser Wille zum Wandel bis hin zum Bruch viel deutlicher. In der Mehrheit der Länder Südamerikas wählte die Bevölkerung linke Regierungen. Auch sie müssen kritisiert werden, aber doch ist es wichtig, ihren Willen anzuerkennen, an Alternativen zu bauen.

Auffällig: in Bolivien kommt Kraft aus den eigenen indianischen Quellen, hieraus speist sich Widerstand gegen die aufgeklärte, rational-technische Moderne, den Kapitalismus. Europäische oder US-amerikanische Denktraditionen stehen unter Verdacht, imperialistisch-kolonialistisch zu sein. Sie sind ein negativer Bezugspunkt, weit über Bolivien hinaus. Solidarität des «Südens» mit dem «Norden» – das ist so gut wie nie ein Thema.



2. Lernen, mit dem Kapitalismus und seinen Folgen zu brechen

Das Wecken von *Compasión* – Mitgefühl, Einsicht in Zusammenhänge und Handlungsmöglichkeiten – sind Voraussetzung wie auch Konsequenz der Bildung zur Solidarität. Die Bildungsarbeit hat einen Horizont, eine Utopie, auf die hin gemeinsam gearbeitet wird: Es herrscht Gerechtigkeit, die Menschen leben in Frieden zusammen und handeln als Teil, nicht als Herrscher der Schöpfung. Die Vielfalt der Menschen bedingt es gleichzeitig an verschiedenen besseren Welten zu arbeiten. In den Weltsozialforen wird diese Diskussion von den sozialen Bewegungen seit 2001 konzentriert. Workshops mit Jugendlichen, Tagungen mit Solidaritätsgruppen und Demonstrationen im Bündnis mit anderen kritischen Organisationen – alle Tätigkeiten dienen dem Lernen, damit Veränderung zum Besseren hin möglich wird.

Wie sollen die besseren Welten aussehen und wie sind sie zu erreichen? Kann es Zukunft innerhalb eines reformierten globalisierten Kapitalismus geben oder muss er überwunden werden? Wie kann der herrschende Kapitalismus überwunden und damit der Vermarktung von Mensch und Erde ein Ende gesetzt werden? Die Kapitalismuskritik etwa der globalisierungskritischen Bewegung ist keinesfalls neu gewesen. Aber die Begrenztheit der linearen Rationalität ist durch die weltweiten Krisen der letzten Jahre noch offensichtlicher geworden (Hunger, Flüchtlinge, Finanzen, Klima, Sicherheit, ...). Dahinter steht die Überzeugung, um mit Leonardo Boff zu sprechen, dass «die ausschliesslich technisch-wissenschaftlichen Lösungen, die von den alten Voraussetzungen ausgehen, (...) nicht viel wert» sind¹. Das neue Paradigma wird stattdessen die Komplexität der Welt wahrzunehmen versuchen, davon ausgehend, dass alles mit allem verbunden ist. Bildung im Dien-

ste einer besseren Welt heisst deshalb zur Fähigkeit zum Bruch zu erziehen, zur Fähigkeit «Nein» zu sagen, aufzubegehren, rebellisch zu sein, andere, bessere Welten zu erträumen und sie je länger je deutlicher zu verwirklichen.

3. Angst vor dem Wandel in der Schweiz

Aus der Ferne gesehen fürchtet sich die Bevölkerung in der Schweiz vor dem Wandel, gar nicht erst zu reden vom Bruch mit dem herrschenden kapitalistischen System. Bewahren lautet die Devise, denn die Schweiz ist doch Profiturin des kapitalistischen Finanzsystems (gewesen). Ein Ambiente der Angst entsteht: Die Mittelschicht droht sozial abzustiegen, die MigrantInnen bedrohen die überkommene Identität und in der Welt fühlt man sich je länger je isolierter, ist das Image als Vorzeigedemokratie aufgrund der Bankenskandale auch zunehmend in Frage gestellt. Die in dieser Situation dominierende politische Rhetorik der Erneuerung und Modernisierung bringt aber nicht einen Zugewinn an Freiheit, Gerechtigkeit oder Naturerleben, sondern führt zu neuen Zumutungen in Bezug auf Flexibilität, Konkurrenz und Einkommen.

Gleichwohl gab und gibt es in der Schweiz weiterhin eine Kontinente verbindende Solidarität. Christinnen und Christen, die Kirchen sind bedeutsame Akteurinnen dieser weltweiten Solidarität. Die in *Pfarreien und Eine-Welt-Gruppen* Engagierten sind in der Regel in der gesellschaftlichen Mittelschicht und in den Generationen überhalb der 50 Jahre verwurzelt. Ihre Kontinuität im Engagement ist erstaunlich, angesichts der Tatsache, dass sie auf der persönlichen Ebene ebenfalls stark von den gesellschaftlichen Umbrüchen absorbiert sind². Ungeachtet all ihrer Verdienste reicht ihre verändernde Kraft nicht weit genug, weil ihnen ein ideeller, zur eigenen Gesellschaft kritischer Horizont fehlt. Weil er fehlt, können sie sich kaum



in die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen einbringen. Die Fähigkeit zu Bündnissen mit nichtkirchlichen Organisationen ist folgerichtig auch gering. Zudem rutschen gerechtigkeitsrelevante Themen angesichts der gegenwärtigen kirchlichen Umbrüche und Skandale auf den innerkirchlichen Agenden noch weiter nach hinten. Die Wertschätzung für die Kontinente übergreifende Solidarität bleibt erhalten oder nimmt in einer Gegenreaktion vielleicht sogar zu, aber die alltagspraktische Relevanz wird deswegen nicht grösser.

Die christlichen *Hilfs- und Missionswerke* sind seit den 1960er Jahren Träger der organisierten «prophetischen» Solidarität. In der heutigen Situation des Wandels bieten sie sich als *die* kompetenten Gesprächspartnerinnen an, bis zu dem Punkt, an dem sie die Solidaritätsarbeit an der Basis ersetzen. Die «NGO-isierung» der Solidaritätsarbeit ist Teil der Spirale, ist Ursache und Lösung, damit die an der Basis an Bedeutung verlierende Solidarität auf einer höher entwickelten Ebene grössere Wirkung entfaltet. Organisation löst dadurch Bewegung ab statt sich aufeinander zu beziehen. Experten und Expertinnen übernehmen die Lösung der Probleme, für Christen und Christinnen an der kirchlichen Basis angeblich zu kompliziert zu verstehen und zu bearbeiten sind. So beanspruchen sie, Themen für das «Zielpublikum» in der Schweiz sachgerecht aufzuarbeiten, bei den Partnerorganisationen Spenden sachgerecht zu verteilen, Personal zielgerichtet einzusetzen und im eigenen Umfeld durch politisches Lobbying gerechte Strukturen zu schaffen. Weil die Nord-Süd-Zusammenarbeit auf zeitlich befristeten und inhaltlich genau umrissenen Projekten beruht, ist es über punktuelle Abkommen hinaus nicht nötig, längerfristig angelegte gemeinsame utopische Horizonte zu entwickeln.

Die Hilfs- und Missionswerke, aber

nicht nur sie, sind in einem linearen Denken gefangen: Wenn wir in dieses Projekt für diesen Zweck Geld stecken, muss am Ende diese vereinbarte Wirkung herauskommen. Durch die Zusammenarbeit der Hilfs- und Missionswerke mit der staatlichen DEZA wird diese Art der technischen Rationalität weiter qualifiziert und finanziert. Eine kritische Auseinandersetzung mit den Strategien und Methoden dieser Zusammenarbeit im Horizont von «Religion und Entwicklung» steckt noch in den Anfängen³.

In der gegenwärtigen Nord-Süd-Solidarität steht das technisch bzw. professionell Machbare im Zentrum, nicht die Komplexität des Lebens, nicht die geteilte Überzeugung der Geschenkhaflichkeit allen Lebens und der Sinnhaftigkeit von Kooperation statt Konkurrenz. Damit werden die theologischen Gehalte, ihre Kraft zur Motivation und Orientierung weitgehend bedeutungslos. Es ist offensichtlich: Die Machbarkeit, das Management wird wichtiger als die Suche nach Alternativen, als der Bruch mit dem nicht mehr haltbaren Produktions- und Gesellschaftsmodell in der Schweiz. Mit anderen Worten: Der Erhalt der Organisation wird dem Aufbruch zu neuen Ufern übergeordnet, Erhalt geht vor Inhalt. Die praktischen Formen der Solidarität spiegeln damit nur das geringe kirchliche und theologische Interesse an der Transformation der Gesellschaften wieder. Es wirkt wie eine Floskel, aber sie trifft: Auch die organisierte Solidaritätsarbeit wird immer mehr der marktförmigen Zurichtung der zeitgenössischen Gesellschaften, Politiken, Wissenschaften, Kulturen und Religionen ausgesetzt.

Die Bildungsarbeit der Hilfs- und Missionswerke, der Diözesen und Landeskirchen, war ursprünglich dazu gedacht, die Basis zum Mitmachen, zum Mitgestalten zu bewegen. Dafür bot sie Räume und Aktivitäten an. Die weniger werdenden Pfarreimitglieder bestärkt





sie heute noch immer, damit sie dranbleiben und teilnehmen. Aber aktive Mitgestaltung in der Zukunftsprojektion wird von ihnen nicht mehr erwartet. Neue Christen und Christinnen werden für die Solidaritätsarbeit kaum gewonnen. Und der Pfarrechrist delegiert die Probleme folglich auch gerne an die Hilfs- und Missionswerke, weil er bzw. sie sich dann nicht mehr selber kümmern muss. Das heisst: Die Sensibilisierten an der Basis wählen die kleinen Lösungen innerhalb des Systems. Sie spenden weiterhin grosszügig, sie kaufen im Fairen Handel und möglichst Bioprodukte, sie legen ihr Geld ethisch an – aber bitte nur so lange das eigene Vermögen nicht weniger wird! Kurz gesagt: Wandel wird angestrebt bzw. vorgegaukelt, ohne viel verändern zu müssen.

Der römische Zentralismus führt in der *katholischen Kirche* der Schweiz dazu, mit Argusaugen alle weltkirchlichen Ansprüche zu beurteilen, mit der Gefahr in einem schweizerischen Provinzialismus zu ersticken. Für die Ermutigung zur weltkirchlichen Solidarität und zu zwischenkirchlichem Austausch und Lernen ist dieser Zentralismus sicher kontraproduktiv.

Hoffnung macht, dass es immer noch Konflikte gibt: Bei der Globalisierungsdiskussion und der Bestellung des HEKS-Verwaltungsrats wurden sie sichtbar. Die Optionen sind unterschiedlich. Option für die Opfer stand und steht gegen die vermittelnde (und vermeintliche) Neutralität. Es gibt sie auf Basisebene, die Räume eines alternativen Lebens, in denen Konsum nicht der höchste Wert ist; in denen der Fremde und die Fremde willkommen sind, weil sie Schutz brauchen. Sie realisieren den Bruch, in dem das *gute Leben* neu definiert ist. Auch innerhalb und zwischen den Solidaritätsorganisationen stehen verschiedene Linien in Spannung zueinander. Dabei geht es häufig um die Frage, welche Art von Modernisierung nötig ist, um sich bei einer stetigen Ab-

nahme der Zahl der Kirchenmitglieder im umkämpften Schweizer Spendenmarkt zu behaupten⁴.

4. Strukturelle Abbrüche bedrohen Basis der Solidarität

In der interkontinentalen Solidarität in der Schweiz sind wir seit der Jahrtausendwende Zeugen und Zeuginnen bedeutsamer Um- und Abbrüche geworden. Im kirchlichen Raum gaben Hilfs- und Missionswerke sowie diözesane bzw. landeskirchliche Arbeitsstellen lange Zeit *strukturellen* Rückhalt und inhaltliche Orientierung für finanzielle und personelle Entwicklungszusammenarbeit im sogenannten Süden sowie für Bildungs- und Lobbyarbeit im sogenannten Norden. Partnerschaftlich, auf gleicher Augenhöhe sollten die Beziehungen sein, egal ob auf Ebene der Hilfswerke oder der Pfarreien⁵. In Pfarreien und Kirchgemeinden vermittelten sie das Gedankengut einer gerechten, friedensfähigen und schöpferisch verbundenen Welt. Mittlerweile sind aber lange Zeit prägende professionelle Strukturen der internationalen Bildung aufgehoben worden: Bildungsabteilungen wurden geschlossen⁶, die Lobbying- und Marketingabteilungen ausgebaut. Religiöse SozialistInnen, TheBe, Basisgemeinden ... sind an der christlichen Basis Bewegungen von Minderheiten geblieben und heute zumeist selbst auf der Suche nach neuen Horizonten und Handlungsfeldern.

In der kirchlichen bzw. christlichen Solidarität der Deutschschweiz verlieren wir zunehmend die Ressourcen, das Interesse und die Fähigkeit für die Begleitung solidarischer Prozesse. Andererseits gibt es diese Prozesse auch immer weniger. Wie kann eine Solidaritätsbewegung weiter bestehen beziehungsweise neu wachsen? Es ist bedrohlich für die Identität des Christseins, wenn in der Schweiz im Gefolge der Marktanpassung Strukturen und Foren der Solidarität verschwinden, ohne dass Neues



wächst bzw. identifiziert wird. Aus Lateinamerika kommt dafür so bald keine Rettung.

Ich bin mir aber auch gar nicht sicher, ob *Sensibilisierung* für die Fragen weltweiter Solidarität in der Schweiz überhaupt noch nötig ist. Vermutlich gibt es einen Überdruß an Anrufen zur Solidarität. Die Menschen könnten und sollten längst wissen, um was es geht: um gerechte Beziehungen auf allen Ebenen, um das friedliche Zusammenleben der Völker, um die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen. Aber es fehlen die Einsicht in die Notwendigkeit des solidarischen Handelns, die psychischen Ressourcen, die konkreten Vorstellungen, dass das Gewusste auch im persönlichen Handeln relevant wird. Gleich wie in Kolumbien ist es in der Schweiz: Man weiss, dass es nicht gut ist, wie es ist. Aber man macht einfach weiter, weil der Bruch so anspruchsvoll ist.

5. Verstehen, was passiert ist

Die Kirchen verlieren zunehmend an Legitimität und Einfluss, wo sie sich in gesellschaftliche und politische Angelegenheiten einmischen. Es entspricht der Logik des Systems, dass auch christliche Organisationen zuerst da sparen, wo es sie selber am wenigsten kostet. Ob das auch langfristig gilt, das ist eine andere Frage und muss andernorts diskutiert werden. Wir stehen zwar noch nicht vor den Ruinen der konstantinischen Kirche, wie sie in anderen europäischen Ländern schon anzutreffen sind. Aber wir müssen angesichts der kirchlichen Krisensituation nach den Perspektiven fragen: Was bleibt von der kirchlichen Solidaritätsarbeit, wenn die jetzt noch engagierten Generationen ihre Kraft in spätestens zehn oder zwanzig Jahren verloren haben? Welche Inhalte soll bzw. muss die Solidaritätsarbeit in der Zukunft bearbeiten? In welchen Strukturen? Um dies zu klären, bedarf es einer geschichtlichen Selbstvergewisserung und Neuorientierung: Welches

sind die Ergebnisse der Solidaritätsarbeit seit den 1960er Jahren? Welche Erfolge hatte sie? Wo scheiterte sie und weshalb? Welche Fehler haben die Solidaritätsbewegungen gemacht, dass sie zunehmend technokratisch entmachtet werden? Wie sieht das politisch-pädagogische Projekt für die Zukunft aus?

Wir wären blind, wenn wir die Möglichkeiten der Kirchen übersehen würden, die sie bieten. Sie sind widersprüchlich in sich. Der vorbildliche Einsatz von Pfarreien für Migrantinnen in der Schweiz ist z.B. Teil dieser Widersprüche. Neue Felder der Kontinente verbindenden Solidarität haben sich im Bereich der Flüchtlingsarbeit und des Interreligiösen Dialogs schon länger aufgetan. Neue Christentümer sind entstanden. Wie sind diese mit der traditionellen Nord-Süd-Solidarität der «SchweizerInnen» verbunden? Welche Beziehungen entwickeln diese zu den Migrationskirchen?

6. Den Bruch wagen, heisst Ohnmacht aushalten lernen

Wir alle sind Subjekte des Wandels, einzeln und kollektiv. Wenn wir auch unterschiedliche Charismen haben, so ist jeder und jede dazu aufgerufen, die eigenen Grenzen zu erkennen, und zwar in der liebenden Zuwendung zu den Opfern und der Schöpfung. In den Beziehungen zu den Armen und Anderen werde ich verändert. Dabei erkenne ich auch meine eigene Armut. Solidaritätsarbeit ist im Recht verstandenen Sinne genauso gut Selbsthilfe wie Hilfe am Fremden. Denn in der Beziehung zu den Armen und Anderen kann jeder und jede ein menschlicherer Mensch werden. *Darum macht es auch heute Sinn kontinentübergreifend voneinander zu lernen.* Das können uns andere nicht abnehmen, auch nicht professionelle Hilfs- und Missionswerke.

Zum Einlassen auf die Realität gehört es zu erkennen, dass wir unausweichlich *in die herrschenden Wider-*



sprüche verstrickt sind. In Kolumbien bin ich als weisser Mann, Mitteleuropäer trotz aller Bemühungen um Solidarität, um Gerechtigkeit, um Chancengleichheit stets in einer privilegierten Situation: Im Gegensatz zu den meisten der Frauen und Männer, mit denen ich arbeite, ist mein Einkommen während des Vertrags sicher; ich habe Zugang zum Gesundheitssystem und guten Ärzten; ich kann mich in nahezu allen gesellschaftlichen Schichten bewegen. Diese Widersprüche muss ich immer wieder auszuhalten lernen und möglichst produktiv zu bearbeiten versuchen.

Angesichts von Not, Ungerechtigkeit, Naturzerstörung und Krieg in der Welt ist es durchaus nachvollziehbar, ein Eingreifen einer höheren Macht zu erhoffen, damit all das ein Ende hat. Aber diese Hoffnung beruht lediglich auf einer Allmachtsphantasie und sie funktioniert nicht. Niemand greift ein, zumindest nicht so, dass alles Leiden ein Ende hat, wenn nicht wir selber eingreifen. Ich bin darauf verwiesen, *den Weg der Ohnmacht zu gehen*, ob es mir gefällt oder nicht. Die Rebellion richtet sich dagegen, die Ohnmacht produzierenden Umstände anzuklagen und wenn möglich zu beseitigen. Als Missionar muss ich aber die Grenzen meines Wirkens akzeptieren, all die bössartigen Widerstände, an denen es in Bogotá nicht mangelt, gegebenenfalls auch meine Fähigkeiten hintanstellen, damit andere Platz bekommen, sich zu entwickeln. Damit nehme ich ernst, dass Auferstehung ohne die Erfahrung des Leidens, der Ohnmacht nicht möglich ist. Theologisch gefragt: Wie kann ich den Gekreuzigten verkündigen, ohne selber mit dem Kreuz zu rechnen? Nicht, dass ich das Leiden oder die Ohnmacht suchte, aber da, wo mir Ohnmacht begegnet, muss ich lernen sie anzunehmen – und auf Ermächtigung hoffen, obwohl sie nicht einmal zu erahnen sein mag. Das heisst nichts anderes als zu versu-

chen, kohärent zu sein, das zu tun, was in jeder Eucharistie gefeiert wird.

Aus der Utopie des geteilten Brotes heraus gemeinsam Alternativen konstruieren, die wir selber leben und die wir in die Auseinandersetzungen einer pluralistisch gewordenen Gesellschaft einbringen, dafür streiten, selbstbewusst und eingedenk der Möglichkeit, dass auch wir irren bzw. lernen dürfen. Dazu braucht es bei aller notwendigen professionellen Organisation eben *auch* die christliche *Solidaritätsbewegung*, die beide Gelerntes nicht vergessen und sich von der Reich-Gottes-Botschaft Jesu weiter herausfordern lassen.

¹ Vgl. L. Boff, Die Erde ist uns anvertraut. Eine ökologische Spiritualität, Kevelaer 2010, 193.

² Es ist anzunehmen, dass die Ergebnisse einer Studie in Deutschland auch für die Schweiz gelten. Vgl. Weltkirchliche Arbeit heute für morgen – Wissenschaftliche Studie in Gemeinden deutscher Diözesen vom 23. September 2009, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (= Arbeitshilfen 235), Bonn 2009.

³ Vgl. die Texte von B. Dietschy, A. Holenstein und J. Estermann in den Neuen Wegen.

⁴ Vgl. die Erklärung des Schweizerischen Katholischen Missionsrats vom 16. Juni 2010 «Zur Spendengenerierung im katholischen Spendensegment der Schweiz», <http://kath.ch/index.php?PHPSESSID=47fisk8b1h4p3la328lcemmc4&na=11,11,0,0,d,52223> (Zugriff 18. Juni 2010).

⁵ Die evangelische Mission 21 scheint hier einen interessanten Weg zu gehen, indem sie Vertreter und Vertreterinnen ihrer Partnerkirchen in die Definition der eigenen Leitlinien einbezieht.

⁶ Das in der Deutschschweiz agierende ökumenische Team Brennpunkt Welt wurde aufgelöst, der Bildungsdienst der Bethlehem Mission in Immensee geschlossen. Die Orden stellen kaum noch Personal für Eine-Welt-Arbeit zur Verfügung. Missio Schweiz hat aber seine Bildungsarbeit behutsam ausgebaut. In Deutschland wurde auf katholischer Seite z.B. die Bildungsarbeit bei der Missionszentrale der Franziskaner in Bonn und Berlin und bei den Comboni-Missionaren in Ellwangen/Stuttgart auf Restbestände zusammen gestrichen. Auf evangelischer Seite wurden Stellen für Ökumene-Mission-Entwicklung gekürzt bzw. mit anderen Schwerpunkten gefüllt.

Markus Büker, *Theologe, lebt seit 2005 in Bogotá, Kolumbien. Von 1991-2004 arbeitete er an der Universität Freiburg/CH und bei der Bethlehem Mission in Immensee.*



Christoph Albrecht SJ

Nord-Süd-Partnerschaft innerhalb einer weltweiten kirchlichen Bewegung

Nord-Süd-Solidarität unter einseitigen Voraussetzungen

◆ Was in den Ländern des so genannten Nordens selbstverständlich zum Mindeststandard der öffentlichen Dienstleistungen und zum Lebensstandard überhaupt zählt, gilt in vielen Ländern des so genannten Südens als Privileg für die Ober- und obere Mittelschicht. Nur diese können sich auch im Süden Privatdienstleistungen aller Art wie Schulen, Kliniken, Sicherheit, Mobilität, Infrastruktur, Erholungsgebiete, Trinkwasser etc. leisten. Nord-Süd-Solidarität geschieht im Kontext solcher Gegensätze und tendiert daher strukturell zu asymmetrischen Beziehungen.

Selbst wo nicht mehr von Entwicklungshilfe, sondern von Entwicklungszusammenarbeit gesprochen wird, geht es in den seltensten Fällen um eine Entwicklung in beiden Ländern, sondern man denkt an Entwicklung in jenem Land, dessen technische, politische, gesellschaftliche Entwicklung aus der Sicht des Nordens «zurückliegt». Dennoch ist Entwicklungszusammenarbeit natürlich nicht einfach abzulehnen. Nur ist eben zu fragen, ob es noch andere Möglichkeiten der Zusammenarbeit und der Beziehungen zwischen Nord und Süd gibt, welche Ausdruck bewusst gelebter Solidarität sind?

Zum einen ist hier wenigstens kurz die Migration zu nennen. Sie ist zwar

bekannt, aber ihr Potential zur Armutsbekämpfung und Entwicklungszusammenarbeit als Solidarität symmetrischer Partnerschaften wird insgesamt zu wenig bedacht, weil sie von den MeinungsmacherInnen im reichen Norden zunehmend als zu bekämpfendes Problem dargestellt wird. Einseitigkeiten sind auch in den durch die Migration entstehenden Nord-Süd-Partnerschaften der Beziehungen nicht zu vermeiden. Denn die meisten MigrantInnen kommen in erster Linie, weil sie entweder als Flüchtlinge ein besseres (Über-) Leben für sich selber suchen, oder weil sie sich für den Lebensunterhalt ihrer Familien bessere Möglichkeiten erhoffen. Tatsächlich belaufen sich die Rückweisungen in ihre Herkunftsländer insgesamt auf ein Vielfaches der offiziellen Entwicklungshilfe. Von diesen Überweisungen profitieren nicht immer nur die eigenen Familien, sondern auch Projekte ganzer Dorfgemeinschaften.¹ Grosser – und leider allzu oft übersehener oder negierter – Vorteil dieser Art von Armutsbekämpfung ist die Tatsache, dass die Initiative von ökonomisch benachteiligten Orten selbst ausgeht. MigrantInnen und ihre Herkunftsgemeinschaften übernehmen selbst die Verantwortung und sind so von Anfang an Subjekte ihrer eigenen Geschichte, was bei Projekten, die von den wohlhabenden Ländern ausgehen, oft nicht der Fall ist.

Zum ändern soll nun hier eine Art von Nord-Süd-Solidarität vorgestellt werden, die es innerhalb von internationalen religiösen Gemeinschaften und Orden gibt. Hier steht nicht die Idee einer wirtschaftlichen oder sozialen Entwicklung am Ursprung, sondern die gegenseitige Bereicherung durch Austausch von Erfahrungen. Dennoch sind auch hier die Schwierigkeiten nicht zu übersehen, welche durch die faktische Ungleichheit der Lebensbedingungen gegeben sind. Eine Erfahrung der Gemeinschaft Christlichen Lebens zeigt





Möglichkeiten und Grenzen solcher Nord-Süd-Partnerschafts-Versuche.

GCL und internationale Partnerschaften

Die Gemeinschaft Christlichen Lebens (GCL) ist eine weltweite, von der ignatianischen Spiritualität geprägte Gemeinschaft in der katholischen Kirche.² Ihre Mitglieder treffen sich regelmäßig in Gruppen, tauschen ihre Erfahrungen aus und unterstützen sich gegenseitig auf ihrem persönlichen Weg. Sie versuchen gemeinsam, die Aufgaben des Alltags vom Glauben her zu verstehen und im Geist Jesu Entscheidungen zu treffen und zu handeln.

Die GCL ist als jeweilige nationale Gemeinschaft in über 60 Ländern organisiert. Alle fünf Jahre findet ein Weltdelegiertentreffen statt, an dem der thematische Prozess als Weltgemeinschaft weitergeführt und der Weltvorstand gewählt wird. Diese Treffen führen auch zu Begegnungen unter den Delegationen der verschiedenen Nationalgemeinschaften. GCL Deutschland ist schon seit 1973 in Partnerschaften mit der GCL auf den Philippinen, in Südafrika und in Argentinien. In einem Bericht von 2003 heisst es: «Dieses angestrebte Miteinander wurde sehr bewusst ‹Twinning› genannt. Damit sollte zum Ausdruck gebracht werden, dass es nicht in erster Linie um finanzielle Unterstützung der ärmeren Gemeinschaften gehen sollte. Das Ziel war und ist eine gegenseitige Befruchtung der Formung und der Sendung der GCL in den verschiedenen Ländern.»³

Partnerschaft zwischen der GCL Schweiz und der GCL in Ost-Kongo

Die Schweizer Delegierten wurden am Weltdelegiertentreffen 2003 in Nairobi von den Delegationen der GCL Kongo Lubumbashi sowie der GCL Ecuador angesprochen, ob die GCL Schweiz zu einer ‹Twinning›-Partnerschaft bereit

wäre. Diese Anfragen wurden mit den anderen Impulsen und Beschlüssen von Nairobi in den Schweizer GCL-Vorstand gebracht. In einem der ignatianischen Spiritualität eigenen gemeinsamen Unterscheidungs- und Entscheidungsprozess wurde die Wahl für die Partnerschaft mit der GCL-Kongo getroffen.

Von Anfang an war klar, dass die finanzielle Dimension der Partnerschaften mit GCL in südlichen Ländern nicht ausgeklammert werden kann. Bereits in Nairobi ersuchte die Delegation aus dem Kongo um die Unterstützung einer Schule, die nur weitergeführt werden konnte, wenn die seit Monaten ausstehenden Löhne an die Lehrerinnen und Lehrer bezahlt wurden. Im Jahr 2007, als dann die Partnerschaft bestand, bat die GCL Kongo um finanzielle Unterstützung bei der Einrichtung eines Büros und Ende 2008 um Hilfe für eine Schule für Mädchen, deren Eltern finanziell nicht in der Lage sind, die Schulkosten zu übernehmen. Die neueste Anfrage bittet um die weitere Unterstützung von etwa 20 Schülerinnen. Die GCL Schweiz beantwortete diese Anfragen positiv, obwohl allein schon die Überweisungen teilweise mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden waren.

Diese finanzielle Solidarität wäre nicht denkbar gewesen, wenn sie nicht Teil eines umfassenderen Kennenlernens gewesen wäre. E-Mail-Kontakte zwischen einzelnen GCL Mitgliedern, persönliche Steckbriefe an alle GCL Mitglieder des Partnerlandes sowie der Austausch von Bildern, die etwas von der Kultur und der spirituellen Erfahrung des jeweiligen Landes darstellen, förderten diesen Prozess. Wesentlich dafür waren aber die persönlichen Begegnungen einerseits an den Weltdelegiertentreffen, andererseits bei Besuchen kongolesischer GCL Mitglieder in der Schweiz, welche aus anderen Gründen bereits nach Rom oder Genf gereist waren. Die Erfahrung, dass man aus





gleichen spirituellen Quellen schöpft, schuf eine Basis des Vertrauens, welche durch Korrespondenz alleine nicht zustande gekommen wäre.

Dennoch führen die so grossen ökonomischen wie auch kulturellen Unterschiede immer wieder in ein Dilemma zwischen Vertrauen und interessiertem Nachfragen. Die Verantwortliche der Schweizer Partnerschafts Koordinationsgruppe Anke Jucker meinte auf die Frage des Fundraising: «Kann es nicht auch ein Ausdruck respektvoller Zurückhaltung sein, wenn sich Unterstützende nicht zu sehr in die Projektierung einmischen? Natürlich ist alles auch eine Frage der Rechenschaft und Transparenz und wir im Norden leben im Zeitgeist des Controllings und der dauernden Überprüfung von Leistungszielen. Es geht auch darum sich nicht auf naive Weise aus der Verantwortung zu nehmen. Aber muss eine Gruppe, die im Süden aktiv ist, deshalb für alle Ausgaben Rechenschaft ablegen? Es ist auch eine Frage der Interpretation positiven Interesses, ein Zuviel kann als Kontrolle, ein Zuwenig als Desinteresse verstanden werden. Wichtig ist, dass die Kommunikation nicht abbricht und es ge-

*Christoph Albrecht SJ,
Jahrgang 1966, Dr.
theol., erstberuflich
Feinmechaniker und
Elektroingenieur, stu-
dierte Philosophie in
München, Theologie
in Paris und Inns-
bruck, zweijährige
Lehrertätigkeit in Bo-
liviens, zur Zeit Studie-
renden- und Flücht-
lingsseelsorger in
Basel und kirchlicher
Assistent der Gemein-
schaft Christlichen
Lebens in der Schweiz.*

lingt, auch über die den Denkweisen zugrundeliegenden Prämissen austauschen zu können.»

Die GCL als weltweite Gemeinschaft ist an der UNO als NGO akkreditiert und mit Arbeitsgruppen in Genf und in New York zu Menschenrechtsthemen wie Migration und Wasser vertreten. 2009 wurde ein Welt-GCL Advocacy Network gegründet, um die anwaltschaftliche Arbeit zwischen vor Ort engagierten GCL Gemeinschaften und den Möglichkeiten internationaler Denunziation und Intervention zu verstärken.

Die Partnerschaft zwischen der GCL Schweiz und kongolesischen GCL wurde bis jetzt nicht im Kontext dieser NGO-Arbeit konzipiert. Dennoch werden durch dieses Netzwerk noch einmal neue Perspektiven für den Sinn dieser Partnerschaft eröffnet.

¹ Vgl. Jörg Alt, Globalisierung, Illegale Migration, Armutsbekämpfung. Analyse eines komplexen Phänomens, Karlsruhe 2009, 173-180.

² Vgl. www.gcl-cvx.ch, www.cvx-clc.net

³ GCL Deutschland, Informationen zur Partnerschaft mit Argentinien, Philippinen und Südafrika, Juli 2003, 1.



Charlie Wenk-Schlegel

Ist eine Partnerschaft Nord-Süd möglich? Erfahrungen aus einer Gemeinde

◆ Einer meiner Lieblingstexte in der Bibel ist die Zachäusgeschichte Luk, 19,1–10. Sie scheint mir ein Schlüssel für die Begegnungen zwischen Menschen zu sein, sei es in der Partnerschaft zwischen zwei Menschen oder auch in der Nord-Süd-Beziehung – oder sage ich besser: zwischen Menschen und Gemeinden aus verschiedenen sozialen und kulturellen Wurzeln? Einer der das machtvolle monetäre Sagen hat, Zachäus, aber von anderen menschlich und sozial nicht geachtet wird, trifft auf einen, der auch das Sagen hat, selber arm ist, aber von vielen geachtet wird. Der sozial Erniedrigte steigt auf den Baum, er entzieht sich für kurze Zeit der Missachtung der andern. Jesus, von den Armen hoch geachtet, kommt vorbei, schaut nach oben: «Komm herab, ich will heute in deinem Hause zu Gast sein.» Der sozial Erniedrigte (der selber andere erniedrigte) steigt herab, wird zum Gastgeber, der den armen, aber hochgeachteten Gast bedient. Auf gleicher Augenhöhe mit seinem Gast, der ihn genau so annimmt, wie er ist, wird er selber zu einem Menschen, der anderen in Zukunft auf Augenhöhe, mit Menschlichkeit und Mitmenschlichkeit begegnen will und vergangene Ungerechtigkeit wieder gutzumachen versucht.

Ich habe eine These: In jeder Begeg-

nung ist es wie in der Zachäusgeschichte: Ich habe drei mögliche innere und äussere Verhaltensweisen: Entweder, ich fühle mich dem Gegenüber überlegen, unterlegen, oder auf gleicher Augenhöhe und verhalte mich entsprechend. Haben Sie das auch schon getestet? Peinlich, wenn ich merke, dass ich mich über die anderen erhebe, niederschmetternd, wenn ich fühle, ich bin dem anderen unterlegen, befreiend, wenn ich merke die Augen- und Herzenshöhe ist die gleiche.

Solches Verhalten habe ich gemerkt, als ich dank meiner Frau Margarita für dreieinhalb Jahre in einem Equipeneinsatz in Kolumbien war. Es brauchte einige Zeit, bis ich von der Überheblichkeit zu einem jesuanischen/zachäusbefreiten Verhalten fand. Ob ich es wirklich ganz fand? Ich zweifle ... Mitgeholfen haben uns engagierte kolumbianische Klosterfrauen in unserem Pastoralteam: «Euer Geld ist nicht einfach Euer Geld – wir sind Kirche», das sagt ihr doch, dann gehört auch das Geld der reichen Kirchen allen». «Wenn ihr denkt, ihr kommt hierher, damit die Welt sich hier bessert, dann geht wieder nach Hause, wenn ihr aber bereit seid, Euch einzulassen auf einen Prozess, der auch ohne Euch hier abläuft, dann seid ihr herzlich willkommen».

Mission ist keine Einbahnstrasse

Seit 16 Jahren sind wir in der oekumenischen Gemeinde Halden, im Ost der Stadt St. Gallen, in einem Partnerschaftsprojekt verbunden mit der Lutherischen Gemeinde in Belém, Brasilien. Diese kleine Gemeinde an der Amazonasmündung, mitten in der Grosstadt, ist sozial, politisch und ökumenisch sehr engagiert und eine klare Wahlgemeinde. Andreas Nufer, der evangelische Pfarrer in der ökumenischen Haldengemeinde war dort in einem Praktikumsjahr und brachte die Idee des partnerschaftlichen Austausches bei seiner Anstellung in die Hal-



dengemeinde mit. «Tun wir in Gottes Namen etwas Mutiges» sagte eine visionäre Kichenvorsteherin. In einem intensiven Prozess wurde das Projekt: «Austausch mit Belém» diskutiert und schliesslich angenommen. Nach einem Jahr Arbeit in der Gemeinde Halden wechselten Andreas und seine Frau Mariana mit drei Kindern für drei Jahre nach Brasilien und von dort kamen Dario Schäffer (Brasilianer deutscher Abstammung), seine Frau Roswitha und ihre Kinder in die Gemeinde. Der Austausch wurde schliesslich um zwei Jahre verlängert. Diese fünf Jahre waren eine starke Bereicherung: Wir versuchten den Leitsatz: Mission ist keine Einbahnstrasse, sondern ein geschwisterlicher Austausch. Kleine strukturelle Ungeheimheiten, wie diese: Der Austauschpfarrer erhielt trotz zwanzig Dienstjahren vorerst nur den gleichen Lohn wie sein Kollege, der Neueinsteiger war (Kostenneutralität) – oder eben Nord-Süd-Ungerechtigkeit. Projekte in der vielfältigen Pastoral- und Sozialarbeit der dortigen Gemeinde wurden finanziell unterstützt: Sozialprojekte in zwei Favelas, Stadtrandsiedlungen mit viel Armut und Notsituationen. Eine Gruppe aus St. Gallen besuchte Belem, von dort kam eine Gruppe von zehn Personen zu uns auf Besuch. Imponierend das Engagement dieser Menschen für Gerechtigkeit. Partnerschaft heisst Begegnung: Wenn wir einander begegnen, wissen wir, wer wir sind. Vom Liedschatz brasilianischer Basisgemeinden wurden wir bereichert, von neuen Formen des Gottesdienstes, z.B. Dialogpredigten, von Bildern und Botschaften aufgerüttelt für die Fragen von Armut und struktureller Gewalt. Wir unsererseits versuchten neben der Projektunterstützung unsere Gedanken für Gottesdienste und Feiern in Belém zu vermitteln. Manchmal telefonierten wir mitten aus unseren Gottesdiensten nach Belem. Rundbriefe gaben wichtige Informationen von hüben nach drüben.

Der Ausdruck «dort hinten/dort unten» war nicht mehr salonfähig. Die Idee eines grösseren Partnerschaftsnetzes konnte mangels menschlicher Ressourcen leider nicht verwirklicht werden.

Nach der Rückkehr von Familie Nuffer (Schäfers blieben in Europa, was dem Gedanken des Austausches und der Rückvermittlung nicht sehr diente) kam eine neue Phase. Andreas brachte aus Belem das Instrument guter Gemeindeplanung mit. Mit diesem Instrument haben wir schon drei Mal eine Fünfjahresplanung durchgeführt, daraus ein Leitbild erstellt, ausgewertet und Schwerpunkte für die Pastoralarbeit festgelegt.

Lange meinten wir, im brasilianischen Kontext existiere das Wort Partnerschaft nicht, weil die kolonialistische machistische Sicht keine solche Sprachform gefunden habe. Ein Vorurteil? Inzwischen wissen wir, dass *Parceria* unserer Partnerschaft entspricht.

Viel zu einem gelingenden Austausch auf Augenhöhe haben die Jugendaustauschprojekte bewirkt. Schon sieben Mal sind junge Frauen und Männer als Freiwillige oder Zivildienstleistende für ein halbes bis ganzes Jahr nach Brasilien gereist. Einmal war es möglich, eine Austauschlerin von dort hier in der Gemeinde zu haben. In dieser Theologiestudentin erlebten wir die Geschwisterlichkeit und das Geben und Nehmen in grossartiger Form. Ähnliche Erfahrungen machen unsere Leute in Belém. Oft sagen sie: Wir bekamen eindeutig mehr, als wir geben konnten.

Sowohl hier wie in Belém gibt es eine «Austauschgruppe Halden Belém/Belem Halden». Sie hält innerhalb der jeweiligen Gemeinde den Austausch wach. Sicher, die finanzielle Hilfe ist immer noch einseitig – wir haben aber gelernt, mehr und mehr vom paternalistischen «Wir hier bestimmen» zum partnerschaftlichen Miteinander zu kommen. Im Herbst 2009 erlebten wir den Besuch der Musik- und Tanzgruppe



IACA Leute, die hier die Begegnung mit diesen aufgestellten jungen Menschen erlebten, waren begeistert von der menschlichen Wärme, dem Enthusiasmus, der Spiritualität dieser Gruppe und von der Dankbarkeit und den tief emotionalen Worten beim Abschied. Und plötzlich war nicht mehr klar, wer sollte, musste, durfte eigentlich wem Danke sagen?

Charlie Wenk-Schlegel, Co-Leiter der Ökumenischen Haldengemeinde in St. Gallen

Eine grundlegende Erfahrung ist diese: Die Frage der Armut und der Ungerechtigkeit in Südamerika hat viele Menschen hier wachgerüttelt. Sie setzen sich in der Gemeinde, im Sozial- und Umweltforum, im Soidaritätsnetz ein

dafür, dass mehr Leute in menschenwürdiger Form leben können. Gäbe es den Austausch nicht, wir müssten ihn sofort angehen. Dank ihm haben wir Schritte und Entdeckungen gemacht: Unser Mitgefühl ist tiefer geworden, Armut ist ein strukturelles Problem, wenn wir die Armen (dort und hier entdecken) wissen wir, dass Gott in ihnen uns rettet, mit uns handelt und zu uns spricht, wirkliche Solidarität fängt an, wenn sie nicht mehr eine Frage zwischen «wir» und «sie» ist, sondern ein geschwisterliches Miteinander. Nicht dass wir es schon erreicht hätten, aber wir sind auf dem Weg.



Workout für Engagierte

◆ *Workout meint in der Sprache des zum neuen gesellschaftlichen Treffpunkt avancierenden Fitnessraums den Aufbau und das Fithalten der Muskulatur. In ironischer Anlehnung an diesen Begriff erzählen Menschen aus verschiedenen Zusammenhängen in der Rubrik «Workout für Engagierte» davon, wie sie es schaffen, in dürftiger Zeit die Kraft für ihr Engagement zu finden und zu erhalten.*

Pfingstbewegung als befreiende Alternative für marginalisierte Jugendliche

Etwa 16 Jahre lang war ich in der Pastoral für marginalisierte Jugendliche aktiv. Dort hatte ich negative und positive Erfahrungen. Eine positive Erfahrung, die mir Kraft und Hoffnung gab, war die Strassenpastoral, die einige Pfingstkirchen verwirklichen. Im Folgenden möchte ich den sozialen Kontext dieser Pastoral erläutern und deren tiefgreifende Wirkung bei marginalisierten Jugendlichen beschreiben.

Guatemala gilt nach Haiti als Land mit dem niedrigsten Index der menschlichen Entwicklung und hat weltweit den höchsten Prozentsatz an Analphabeten. Die Armut ist mit 52% sehr hoch und 56% der Bevölkerung sind jünger als 18 Jahre. Guatemala gilt als eines der gefährlichsten Länder der Welt mit einer Mordrate von 45 pro 100'000 EinwohnerInnen. Drogenhandel und kriminelle Gewalt werden hauptsächlich jugendlichen Bandenmitgliedern von marginalisierten Stadtvierteln zugeschrieben. Man schätzt, dass etwa 14 000 Jugendliche zu einer kriminellen Bande gehören. Um diese Probleme anzugehen, investiert die Regierung hauptsächlich in Strafverfolgung und kaum in Präventions- oder Rehabilitationsprogramme.

Unter diesen Bedingungen (Armut, Banden, Kriminalität, Drogenhandel, staatliche Unterdrückung) sind die Möglichkeiten eines würdigen Lebens für marginalisierte Jugendliche sehr beschränkt. In den letzten Jahren haben diese Jugendlichen jedoch eine Hoffnung in der Pfingstbewegung gefunden. Ein Beispiel dafür ist das pastorale Strassenprojekt JOSAD (Jóvenes sirviendo a Dios). Es ist ein ökumenisches Projekt in einem marginalisierten Stadtviertel Guatemalas. Mit therapeutischen Einzel- und Gruppensitzungen werden die Betroffenen in ihrer Rehabilitation und sozialen Integration unterstützt. JOSAD wird von Jugendlichen und jungen Erwachsenen geleitet,

welche selbst Bandenmitglieder, Drogenabhängige, Kriminelle oder Auftragsmörder waren.

Ein JOSAD-Leiter erklärt, warum die Pfingstbewegung eine Alternative für marginalisierte Jugendliche ist: «In der Pfingstkirche bist du vertrauenswürdig. Und sie glaubt dir. Und das inspiriert dich, um mitzuwirken, weil sie dir nicht misstraut.» Laut einem anderen Leiter ist es nicht nur die Vertrauenswürdigkeit, die die Jugendlichen anzieht, sondern auch der Schutz, den die Gemeinde gibt, und die Möglichkeit anderen zu helfen: «Und dort habe ich mich geschützt und nützlich gefühlt, weil ich dort gefühlt habe, dass ich selbst die Kirche von Christus war. Und dann begann ich, meinen Lebensstil zu verändern, weil Christus begann, mich durch die Kirche zu unterstützen und mich zu behüten.»

Die pastoralen Leitlinien kommen von den Bedürfnissen der Betroffenen her. Deshalb interessieren sich die Leitenden dafür, «...was beim Betroffenen zu Hause geschieht, welche Nöte er hat, wie es ihm bei der Arbeit geht, was mit ihm auf der Strasse geschieht, wie es ihm in seinem Rehabilitationsprozess geht.» Ein Leiter bestätigt, dass die Basis des Projekts die Liebe und das soziale Engagement ist: «Ich glaube, dass es für den Herrn nicht notwendig ist, dass man ein Ex-Bandenmitglied ist, um ein Bandenmitglied zu begleiten. Nein! Voraussetzung ist, dass man Liebe und Kompassion hat, das ist alles. Weil das, was dich motivieren wird, um diesen Menschen zu helfen, die Liebe und die Nöte sind, die diese Menschen haben.»

Die JOSAD-Praxis stellt nicht nur ein befreiendes Potenzial für marginalisierte Menschen dar, sondern stärkt auch meine Hoffnung, dass eine würdige und gerechte Gesellschaft (Reich Gottes) möglich ist. *Angel Román*

Angel Eduardo Román López, Jahrgang 1962, studierte Praktische Theologie an der Universidad Bíblica Latinoamericana (UBL), San José (Costa Rica), arbeitete in Guatemala mit Comunidades Eclesiales de Base (Kirchlichen Basis-Gemeinden), lebt in Langendorf und schreibt eine Dissertation in Fribourg über die Pastoral der Pfingstbewegung mit Drogenabhängigen und Jugendbanden in Guatemala Stadt.



Aus der Bewegung

Vorstand TheBe

Standortbestimmung: Der Vorstand der TheBe traf sich im März und Juni dieses Jahres mit früheren Mitgliedern des Vorstandes zu einer Erörterung der gegenwärtigen Situation der TheBe. Im Hinblick auf das dreissig Jahr Jubiläum von 2012 soll jetzt eine Standortbestimmung erfolgen. Die Statements der verschiedenen TeilnehmerInnen sowie die Ergebnisse der Umfrage von 2005 zeigten, dass die *Erwägungen*, wie früher der *Rundbrief*, von den Mitgliedern beachtet und geschätzt werden. Die von der TheBe aufgegriffenen Themen wurden weitgehend gutgeheissen. Derzeit existieren zwei aktive Arbeitsgruppen, die sich regelmässig treffen (s. unten). Die Zusammenarbeit mit den *Neuen Wegen* ist gut angelaufen, wie das vorliegende Heft bestätigt.

Ressourcen der TheBe: Die Mitgliederliste ergab, dass sich in unseren Reihen zahlreiche aktive und emeritierte ProfessorInnen und DozentInnen der evangelischen wie der katholischen Theologie befinden. Neben Theologinnen und ReligionspädagogInnen in Pfarreien und Gemeinden gehören zur TheBe auch viele Fachleute, die journalistisch und/oder Bücher schreibend oder beratend und solche, die in kirchlichen Or-

ganisationen oder Hilfswerken tätig sind bzw. waren. Dazu kommen viele weitere interessierte und engagierte ChristInnen, denen angerechten Beziehungen zwischen Nord und Süd, den verschiedenen Religionen sowie zwischen Mann und Frau gelegen ist. Ebenso zählen Angehörige der jüdischen Gemeinde zu uns. Der grösste Teil unserer Mitglieder sind um die fünfzig und darüber. Die vielfältigen Tätigkeiten der Mitglieder ergeben zusammen ein unglaubliches Reservoir an Wissen und Erfahrungen, von dem wir weiterhin gerne profitieren. Wer z.B. eine Tagung zu einem bestimmten Thema organisieren möchte, melde sich.

Ausblick: Unser Ziel ist es, eine Gruppe aus jungen Mitgliedern und SympathisantInnen der TheBe zusammenzuführen, die ihre Anliegen, Wünsche, Ideen formulieren und austauschen möchten. Daraus erhoffen wir uns neue Impulse für die Bewegung.

Mitdenken erwünscht: Aktive Teilnahme aller Mitglieder der TheBe bzw. LeserInnen der *Erwägungen* ist sehr erwünscht. Sendet uns eure Rückmeldungen, Anregungen, Themenvorschläge für künftige Ausgaben der *Erwägungen*, bzw. eure Anmeldung für die Mitarbeit im Vorstand (Adresse s. beim Anmeldebogen).

Veranstaltungshinweise: Aufrecht und

Erwägungen

Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung – TheBe

Redaktion
Christian Muheim
Rotachstrasse 3
9000 St. Gallen
christian.muheim@gmx.ch

Franz Schibli
franz.schibli@gmx.ch

Administration
TheBe, Postfach 4809,
6002 Luzern
info@thebe.ch,
www.thebe.ch

Abopreis
Das Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung erscheint zwei Mal im Jahr (jeweils im Januar und Juli) als Beilagenheft der *Neuen Wege*. Das Abonnement ist Bestandteil der Mitgliedschaft der TheBe.

Mitgliedschaft
Wollen Sie Mitglied der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung werden? Schicken Sie ein Email mit Ihrer Adresse

an info@thebe.ch oder senden Sie den untenstehenden Talon an uns zurück. Der Mitgliederbeitrag liegt bei Fr. 30.–, der Solidaritätsbeitrag bei Fr. 50.–.



Ich werde Mitglied der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung:

Name	Vorname
<hr/>	
Strasse, Nr.	
<hr/>	
PLZ/Ort	Tel.
<hr/>	
E-Mail	
<hr/>	

Talon senden an: Theologische Bewegung für Solidarität und Befreiung, Postfach 4809, 6002 Luzern



prophetisch. Ein Leben in Fülle für alle: Tagung vom 24. September 2010 im Romero Haus, Luzern: Wie ist ein aufrechter Gang und prophetisches Handeln möglich in der aktuellen Weltsituation? Welche «Mission» haben wir in diesem Umfeld? Wie können wir einstehen für ein «Leben in Fülle» in dieser verrückten Welt? An der Tagung hören die Teilnehmenden von Menschen, die sich in verschiedenen Lebenskontexten mit solchen Fragen auseinandersetzen und ihren je eigenen Weg gehen. In der Auseinandersetzung mit Referaten und im Gespräch zwischen den Teilnehmenden will die Tagung den Mut zum aufrechten Gang stärken und zu prophetischem Tun ermutigen. Mit Joe Lang, Nicola Neider Ammann und Br. Anton Rotzetter. Weitere Informationen und Anmeldung: Missionskonferenz. Tel 041 227 59 62; www.missionskonferenz.ch.

Die OeME-Herbsttagung wird am 20. November 2010 in Bern stattfinden. Sie wird sich um die Frage des Bekennens drehen: «ich glaube an Jesus / den Messias der bedrängten und unterdrückten» (Kurt Marti. Bekennen in einer bekenntnisfreien Kirche, Bekennen in einem System der Ungerechtigkeit usw. Weitere Informationen erhalten die TheBe-Mitglieder zu gegebener Zeit per Post zugestellt.

AG Feministische Theologie

Wir - eine Gruppe von katholischen und reformierten Theologinnen – treffen uns circa alle sechs Wochen in Bern und diskutieren über ein gemeinsam ausgewähltes feministisch-theologisches Buch. Wir lesen Bücher aus allen theologischen und auch philosophischen Disziplinen.

Nach der Sommerpause wagen wir uns in mystische Gefilde: Wir werden uns vertieft mit der mittelalterlichen Mystikerin Hildegard von Bingen auseinandersetzen

anhand des Buches von Ingrid Riedel: Hildegard von Bingen. Prophetin der kosmischen Weisheit.

Unsere Frauen-Lesegruppe trifft sich in der Regel mittwochs von 18.45–20.45 Uhr zum Diskutieren und miteinander Essen (Teilete) in Bern (zehn Minuten vom Bahnhof).

Es können jederzeit weitere Frauen zu uns stossen. Lesetreffdaten bis Ende Jahr sind: Freitag, 20. August, Mittwoch, 29. September, Mittwoch, 27. Oktober und Mittwoch, 1. Dezember 2010

Kontakt: Eveline Gutzwiller Perren, Tel. 033 221 43 24 oder evgu@pe-gu.ch.

AG Wächtigs-ChristInnen

Die Nummer 1/2010 der *Neuen Wege*, der die *Erwägungen* der TheBe beigelegt waren, hatte als Schwerpunkt «Kapitalismus als Religion», exakt das Thema, auf das die Arbeitsgruppe Wächtigs-ChristInnen der TheBe immer wieder zu sprechen kommt. Die drei bisherigen Zusammenkünfte im Jahr 2010 waren deshalb dem «Geld als Surrogat Gottes» (Manfred Böhm) und der Wirtschaftskrise als «Glaubenskrise» gewidmet. Wir versuchten zu verstehen, was es bedeutet, dass auf der Dollar-Note «In God we trust» und auf dem Fünfliber «Dominus providebit» steht und wie die Begriffe Kredit und Credo, Gläubiger und Glaubender, Schulden und Schuld, Erlös und Erlösung, Preis und Lobpreis zusammenhängen.

Die Wächtigs-ChristInnen diskutieren Themen der alltäglichen Arbeitssituation im Lichte des christlichen Glaubens. Sie treffen sich jährlich etwa sechs Mal, jeweils 18.45 bis 21.00 Uhr in Olten (Jugendseelsorge Solothurn, Tannwaldstrasse 62).

Kontakt: Paul Jeannerat, 031 859 33 46, graenicher.jeannerat@gmx.ch. Interessentinnen und Interessenten sind herzlich willkommen.



